

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 329.

Donnerstag, 10. Dezember

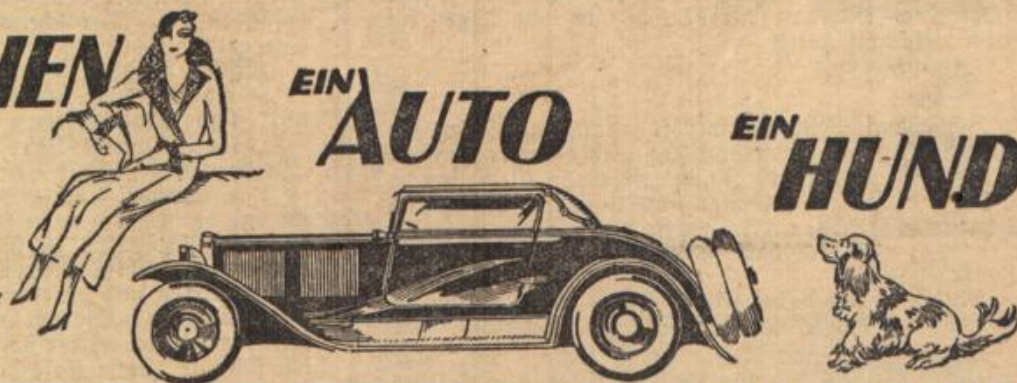
1931.

EIN
MÄDCHEN

EIN
AUTO

EIN
HUND

Copyright 1931 by Knorr u. Hirth,
G. m. b. H., München.



ROMAN VON OLE STEFANI.

(25. Fortsetzung.)

„Schön!“ sagte er erfreut.

„Tarla!“ rief sie zur Veranda hinaus, „komm mit!“
Von Tarla rührte sich nur das alleräußerste Ende des Schwanzes, es klopfte ein paarmal höflich auf den Boden, dann lag der Hund wieder still, die rote Zunge lang aus dem schwarzen Maul.

„Du faules Vieh! — Los, komm mit!“

„Rein“, sagte Tarla, ohne sich zu rühren.

„Dann nicht!“ sagte sie und wandte sich ab. „Gehen wir! Sie —“

„Sie werden ja wohl nicht wieder Dummheiten reden!“ wollte sie sagen — aber sie verschluckte es gerade noch.

Sie stiegen die Haupttreppe hinauf und er führte sie durch eine Flucht von Zimmern. Er hatte eine drollige Art, über die Möbel und die Bilder zu sprechen, und er erinnerte sie unheimlich an den Kastellan, der im Frühjahr die Besucher in Windsor herumführt. Sie lachte und scherzte mit ihm, ohne aber ihr Ziel aus den Augen zu verlieren.

„Die Sachen sind bezaubernd!“ sagte sie und sah ihn kritisch an. Seine große, hagere Figur mit dem rotgebrannten Gesicht und den endlosen Beinen in Knickerbockers bildeten einen erheiternden Kontrast zu der zarten Uppigkeit der Barockräume. „Wie fühlen Sie sich eigentlich hier, junger Mann?“

„Oh, ich finde alles großartig!“ versicherte er. „Wir Amerikaner haben einen mystischen Respekt vor den traditionellen Dingen der Alten Welt!“

„Vorwärts — Junge Welt!“ sagte sie energisch, als er ihr alle Prunkzimmer gezeigt hatte. „Was ist mit der Turmkammer?“

„Dahin kommen wir jetzt!“ versprach er mit philosophischer Ruhe. Sie stiegen eine winzige Wendeltreppe aus Eisen hoch und sie fand das kleine runde Zimmer, das Fernglas und den großartigen Rundblick vor, wovon Tante Betty gesprochen hatte.

„Man kann bis Dieppe sehen!“ rühmte Brancott.

Sie tat, als ob sie alles gebührend bewunderte, aber sie war nicht recht bei der Sache. „So — ist das alles, was man hier zu sehen kriegt?“ forschte sie, als sie wieder auf der Eisentreppe war — mehr am Geländer rutschend als auf den Stufen laufend. „Haben Sie sonst nichts zu bieten, Herr Schlosserwalter?“

„Was wünschen Sie noch zu sehen?“ fragte er und blickte sie mit lächelnder Aufmerksamkeit an.

Die Turmtreppe hatte sie wieder in den ersten Stock

hinabgeführt und sie standen im Korridor. Rechts und links lagen die Türen zu den Wohnräumen, die sie zuvor besichtigt hatten.

„Das ist die einzige Treppe hier im Haus, nicht wahr?“ fragte sie schnell und sah ihm in die Augen.

„Rein —“, sagte er sofort und ruhig, „es gibt noch eine kleine Hintertreppe, die unmittelbar in die Kumpelkammer führt.“ Er wies auf eine Tür am Ende des Ganges. Es war die einzige, die er vorher nicht geöffnet hatte.

„Ich möchte sie sehen!“, sagte sie mit klopfendem Herzen und wartete auf seine Antwort.

„Aber gern —“, sagte er ohne weiteres. Er ging voran und klinkte die Tür auf. „Bitte.“

Sie trat gespannt ein und blinnte sich enttäuscht um. Schränke, Kommoden, Gerümpel, eine zusammengelegte eiserne Feldbettstelle. Auf einem Schrank eine alte Nähmaschine. „Wird die Kammer benutzt?“

„Sie sehen ja —“, er wies auf den Hausrat an den Wänden.

„Ich meine, hat hier einmal jemand gewohnt?“

„Meines Wissens nicht!“

„So?“

Rasch ging Janet die vier Stufen zu der gegenüberliegenden Tür. Sie war verschlossen, der Schlüssel steckte im Schloß. Und mit einer blitzschnellen Bewegung, als wenn sie fürchtete, man würde sie daran hindern, drehte sie den Schlüssel herum — es ging ganz leicht — und riß die Tür auf. Vor ihr lag die Treppe, auf der sie gestern ihre Expedition mit Tarla gemacht hatte. Janet blickte an der staubigen Fensterlule vorbei hinunter in die Finsternis.

„Da unten geht's zu einer kleinen Tür in der Wand!“ sagte es hinter ihr. „Man muß aber vorsichtig sein, wenn man hinausgeht — denn das Plateau vor der Tür ist nur ein Meter breit. Davor ist ein kleiner Felsenabhang — da kann man leicht abstürzen.“

Sie wandte sich heftig um und sah ihn an. Ihr begegnete aus seinen wasserblauen Augen ein friedlicher und harmloser Blick.

Zu friedlich, zu harmlos. Sie biß die Zähne zusammen. Sie bildete sich ein, ganz fern auf dem Grunde seiner Augen einen spöttischen Ausdruck zu finden. War es Hyfterie, daß sie plötzlich der Verdacht überfiel: Lytton Brancott habe sie überhaupt nur herumgeführt, um ihr diese Kumpelkammer zu zeigen, um ihr zu beweisen, daß die Kammer kein Geheimnis barg?

„Danke“, sagte sie kurz und ging zur Tür. Einen forschenden Blick ließ sie noch durch das Zimmer gleiten.

Und dieser eine Blick zeigte ihr etwas. Sie sprach nicht gleich. Sie nahm sich zusammen und dachte schnell nach, während sie auf den Korridor hinaustrat. Aber beim Abschied, unten an der Haupttreppe, ging es nicht mehr. Sie plagte los: „Tragen Sie schwarzwollene Strümpfe?“

„Ob ich was?“ fragte er vollkommen fassungslos.

„Ob Sie lange, schwarzwollene Strümpfe tragen?“

„In der Regel nicht —“, stotterte er.

Sie ging die Treppe hinunter — Triumph in jeder Bewegung. Hinter einem Schrank, zwischen Rückwand und Mauer gezwängt, hatte sie einen langen, schwarzwollenen Strumpf gesehen. Sie konnte sich nicht getäuscht haben. Und sie dachte an das schwarzüberzogene Gesicht eines Mannes, mit dem sie vor acht Tagen im Walde gekämpft hatte.

34.

„Ich sehe nicht ein, warum wir so lange auf Inspektor Foster warten sollen!“ krächte der alte Bankier Carger. Er ließ die Uhr in der Hand, seit einer Viertelstunde aufgeregt durch das Zimmer und klapperte unheimlich oft mit seinen Brillen. „In seinem Büro in der Zentrale ist er auch nicht, ich habe schon dreimal telefonieren lassen!“

„Muß er denn dabei sein?“ fragte Mac Norton — bescheiden auf der Kante eines Stuhles sitzend.

„Wenn Sie keinen Wert darauf legen, Mr. Mac Norton, und wenn Sie der Ansicht sind, daß auch Ihre Auftraggeber —“

„Ich denke, Mr. Carger“, sagte Mac Norton halblaut.

„— dann möchte ich vorschlagen, daß wir ans Werk gehen — nicht wahr, Mr. Norton?“

„Sehr wohl, Mr. Carger!“ sagte Mac Norton höflich.

„Dann rufen Sie den Schlosser herein!“ krächte Carger zu seinem Clerk hinüber. „Der Mann wartet schon seit einer halben Stunde draußen. Darf ich Sie bitten, Mr. Mac Norton?“

Er ging ihm voran in den Saalraum. Man hatte drei Stühle an der Wand aufgestellt — Dem Safe gegenüber. Carger und Mac Norton setzten sich, der dritte Stuhl, für Foster bestimmt, blieb frei.

Der Mechaniker kam mit dem Sauerstoffgebläse und begrüßte sie.

„Schließen Sie die Tür!“ rief Carger seinem Angestellten zu. „Ich bin für niemanden zu sprechen, bis wir hier fertig sind.“ Hallo! rief er, sich erinnernd, ehe die Türe ins Schloß fiel, „wenn Inspektor Foster kommt, lassen Sie ihn natürlich rein!“

Der Bohrer trat in Tätigkeit. Es zischte leise und sie sahen mit Interesse zu. Carger seufzte vor sich hin, als das Instrument sich sanft und unerbittlich durch die Metallplatte schob.

„Ja, ja — so geht es!“ murmelte er.

Mac Norton fühlte sich veranlaßt, eine zustimmende Bewegung zu machen.

Und dann war der Safe offen. Ein großes Loch gähnte in der Wand — gerade unter der Nummer 98.

„Gertig, Mr. Carger!“ sagte der Mann und packte sein Zeug zusammen.

„Ach du lieber Gott!“ jammerte Carger. „Der schöne Safe! — Glauben Sie, Mr. Mac Norton, daß Miß Gregory sich an der Anfertigung eines neuen beteiligen wird? Wie? — Nun gehen Sie schon raus, Sie haben hier nichts mehr zu suchen!“ schnauzte er den Mechaniker an — gerade so, als wenn er es nicht selber gewesen wäre, der die Arbeit bestellt hätte.

„Guten Morgen!“ sagte der Mann, schüttelte den Kopf und schob sich grinsend zur Türe hinaus. „Die Rechnung werde ich —“

„Sind Sie noch nicht weg! — Wie so etwas riecht... gräßlich, nicht wahr? Nach Unordnung und Verbrechen... nun kommen Sie, Mr. Mac Norton, nun wollen wir uns die Sachen ansehen!“

Mac Norton war aufgestanden und trat näher.

Sie holten schwarzlederne Etuis heraus, verschnürte Päckchen und eine Liste, auf der alles aufgeschrieben war, was sich im Safe befunden hatte.

Und in dem Maße, in dem Cargers Krähen in ein befriedigendes Glucksen überging, wuchs Mac Nortons Unruhe.

„Gertig!“ sagte Carger triumphierend. „Alles da, nichts fehlt! — Oh Gott, oh Gott — warum haben wir jetzt bloß das große Loch da machen lassen!“

„Verzeihung — Mr. Carger!“ Mac Norton war ziemlich blaß. „Es stimmt nicht ganz!“

Carger fuhr erregt auf: „Wieso? Wieso? Was fehlt? Die Liste!“

„Ja — es ist alles hier, was auf der Liste stand. Aber wir wissen aus einer privaten Mitteilung des verstorbenen Dr. Gregory, daß sich noch ein Gegenstand hier befunden hat. Der scheint verschwunden zu sein, Mr. Carger!“

„Was? Was?“

„Eine Uhr, Mr. Carger! Eine alte große Taschenuhr“, sagte Mac Norton.

„Eine goldene Uhr?“ fragte Carger ängstlich. „Brillanten?“ „Nein — eine alte Nickeluhr!“

Der Bankier starrte Mac Norton einen Augenblick an und dann brach er in ein zischendes Lachen aus. Er schüttelte sich. Und es stand zu befürchten, daß im nächsten Augenblick mindestens eine seiner Brillen ihren Sitz verlieren und auf den Boden fallen würde. „Eine alte Nickeluhr? Sie wollen mich zum Besten haben! Nein, mein Lieber, der nächtliche Einbrecher von neulich hat sich mit diesem Safe da nichts zu schaffen gemacht!“

„Ich weiß nicht —“, sagte Mac Norton nervös. „Es ist eine Uhr, an der Miß Gregory sehr viel liegt. Ein Andenken, verstehen Sie —“

„Aber nehmen Sie doch Vernunft an, Mann!“ Cargers Stimme war voller Mitleid. „Überlegen Sie doch mal! Glauben Sie denn wirklich, daß ein Mensch Gitterstäbe durchschlägt, und alles Risiko eines Einbruchs auf sich nimmt, um eine alte Nickeluhr zu erbeuten? Wenn da neben Schmutz im Werte von 6000 Pfund liegt? Nein, nein — der Mann ist gestört worden, er ist nicht dazu gekommen, etwas zu nehmen, und es liegt gar kein, aber überhaupt kein Grund vor anzunehmen, daß sein Besuch irgend etwas mit Ihrem Safe zu tun gehabt hätte!“

„Ich nehme an“, sagte Mac Norton mit bewunderungswürdiger Festigkeit, „daß sein Besuch der alten Nickeluhr gegolten hat!“

„Recht hat er!“ sagte eine tiefe Stimme hinter ihnen. Sie wandten sich erschreckt um. Inspektor Foster stand im Türrahmen, mit rotem Kopf und schnaufend, wie ein Mensch, der es eilig gehabt hat. „Mr. Carger — Mac Norton hat ganz recht! Und Mac Norton weiß auch ganz genau, warum er das sagt!“

„Aber Inspektor! Das ist doch der helle Wahnsinn!“ jammerte Carger. „Wer weiß, wo Dr. Gregory die Uhr hingetan hat! Sie wird sich sicher finden!“

„Sie hat sich gefunden!“ sagte Foster liebenswürdig. „Sie beleidigen Mac Norton, wenn Sie den Wert seiner Überlegungen in Zweifel ziehen. Er hat ganz gute Gründe für das, was er sagt. Nicht wahr?“

„Wie?“ sagte Mac Norton. „Ja. Ich... oder... guten Tag, Inspektor!“

„Guten Tag, guten Tag!“ sagte Foster lustig. Sein Blick fiel auf die Zerstörung. „Ach du lieber Gott — ist das Ding schon kaputt? Schade. Ich bin zu spät gekommen. Es wäre nicht nötig gewesen!“

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachtsvers für kleine Kinder.

Gedichte aufzusagen

Nacht oft uns Kindern Pein,
doch an den Weihnachtstagen
geht's immer wundersein.

Da bleibt man niemals steden,
Ist lang auch das Gedicht,
Und keiner braucht zu nicken:

„Du kannst es wieder nicht!“

So wünscht' ich rings im Kreise

Ein frohes Weihnachtsfest,

Wie es auf schlichte Weise

Bei uns sich feiern läßt. Ernst Bergfeld.

Das Erlebnis: Colombo!

Von Dr. Erwin Strauß.

Wenn nach schier endlos langer Reise die dauernde Gleichförmigkeit eines milchblau opalisierenden Ozeans sich auf einmal zu verändern beginnt und das nur sanft von weitausholenden Wogen bewegte Wasser plötzlich tiefdunkle Streifen fatten Ultramarins durchziehen, schlägt das Herz höher. Und wenn gar der verschwundene Glanz des Horizonts sich aus seiner Rebellhaftigkeit löst und immer deutlicher werdenden Konturen weicht, dann kennt die Freude keine Grenzen mehr. Zeigt dies doch die Nähe eines Landes an, das jeder Ostasienfahrer mit allen Sinnen und Sehnsüchten zu schauen begehrt, und einen Hafen, an dem noch keiner interesselos vorbeizufahren vermochte: Ceylon und seine Hauptstadt Colombo.

Langsam steuert der Dampfer an die mächtige Insel heran, deren höchster Berg mit dem ehrfürchtiggebietend langen Namen, der Bedurutallagalla, gleich einem gewaltigen Herrn über dem Eiland thront. Die ungeheure Kuppel des wolkenlosen Firmaments bildet seinen Baldachin, der ihn von allen Seiten zielt. — Tiefdichte Waldungen werden sichtbar, eine seltsam leuchtend rote Erde, brennendem Blut vergleichbar oder ewigem Feuer. Dann tritt die Natur zurück, — Stein, von Menschenhand geformt, quaddert sich breit und unerbittlich im Meer; denn der Hafen von Colombo liegt in einer Lagune, geschützt durch drei massige Wellenbrecher, — ein Dorado für Schiffer, die nach harten Stürmen und größter See nun auch einmal die Wille sorgloser Ruhe an einem wohl vorbereiteten Pier fordern.

Das erste Gebäude, das aus der Fülle der Bauten rings um die Molen herausragt, ehrwürdig, alt und trotz alledem immer noch imposant, ist jene Zitadelle, die noch die Holländer erbauten. Das „Fort“ heißt sie und „das Fort“ nennt man nun den ganzen Stadtteil, in dem etwa 10.000 Weiße wohnen, Engländer zumeist, aber auch einige Deutsche (vor dem Kriege bildeten die Deutschen eine beachtliche, wertvolle Kolonie), — eine verschwindende Menschenzahl unter den vielen Singhalesen, die Ceylon das eigentliche Gepräge geben.

Man nennt Ceylon gern das „Paradies der Tropen“, so wie man Kalifornien als das Paradies Amerikas und Honolulu als das Paradies der Südsee zu bezeichnen pflegt. Aber auch hier ist der erste Eindruck nicht sofort der eines Gartens Eden. Denn die Stadt der Weißen erstreckt mit ihren massigen offiziellen Gebäuden, dem Palais des britisch-indischen Gouverneurs, den Warenhäusern und mittleren Hotels das Auge keineswegs. Schön wird es erst, wenn man den Blick von den vielen Verkaufsläden abwendet, weil die hier dargebotenen Waren in ihrer ungewählten Fülle doch nur einen wirren Abflatsch eines geschmacklosen Europa widerspiegeln und sich vom Fort nach dem Süden wendet, der Lagune innerhalb Colombos zu und dem herrlichen Galle Face Park. Hier ragt das gleichnamige Hotel, eines der berühmtesten Südasiens und neben dem Hotel Mount Victoria der prächtigste Bau Colombos in blendender Weiße zwischen Kokospalmen zum Himmel empor und vor uns breitet sich einer der schönsten Korros der Welt, — eine orientalistisch berauschende Promenade, das Gegenstück zur Alster von Hamburg.

Zahllose Gotteshäuser zieren die Stadt: es gibt da buddhistische, Siwa gewidmete, mohammedanische, katholische und protestantische Kultstätten. Sie alle liegen inmitten prächtigster tropischer Vegetation, schließen sich in Farbenwunder der Natur ein. Geradezu grotesk neben ihnen bahnt sich eine kleine, schäbige Straßenbahn ihren Weg, werden Wägelchen, von gemächlichen Jebus gezogen, durch die Gassen geführt. Riefige Lastautos donnern an den Fußgängern vorbei und zwischen ihnen eilen schlankfüßige Tamilen, hinter sich die Ritschahs, jene einsitzigen hochradrigen Wägelchen, die über den ganzen Orient verbreitet sind und als die beliebtesten Fahrzeuge für die Besthenden und Weißen gelten können.

Besteigt man einen solchen Wagen und läßt man sich durch den Trubel der Leute führen, so zeigt sich bald, daß sich hier auf engem Raume die verschiedensten Völkerschaften treffen, alle Farben und viele Sprachen durcheinanderwirren. Am zahlreichsten trifft man die Singhalesen, denen eine zwischen hellbraun und oliven schwanke Hautfarbe eigen ist, die bisweilen aber auch ins Schwarze hinüberspielt. Sie besitzen beinahe alle tiefschwarzes, seidig glänzendes Haar, rethbraune Augen und auffallend ebenmäßige Gesichtszüge. Flint und lautlos bewegen sie sich durch die Straßen, gehen sie ihren Geschäften nach und erledigen in der Stadt, was ihnen zu tun zukommt. Nach ihnen findet man die Tamilen oder Tamulen, welche einst von der Koromandelküste und dem Karnatik einwanderten und die vor allem das Arbeiterkontingent stellen. Hindus, Weddas, Mauren, Goa-

nesen, Malaien, Afghanen schließen sich an. Rein indischer Volksstamm fehlt auf dieser Insel.

Rehrt man dem Europäerviertel den Rücken und fährt man nach dem Osten hinaus zum Pettah, der Stadt der Eingeborenen, ihrem Geschäftsviertel — (im Gegensatz zum Wohnviertel der Reichen, die sich im Süden eine eigene Villenkolonie namens Kollupittina, nicht weit vom Vittoria Park mit dem schönen Landesmuseums geschaffen haben), so verändert sich rasch das Bild. Die steinernen Bauten der Weißen verschwinden im Rücken, die Golf- und Tennisplätze sind rasch vorbei, — kleine Holz- und Bambushütten treten an ihre Stelle — und je weiter man vordringt, desto tiefer verstecken sie sich in Hainen von Bananen, Kela- und Kokospalmen, — unübersehbar ist ihre Zahl, vielleicht sind es tausend, die sich da ineinanderkackeln, vielleicht noch mehr.

Die Luft erfüllt sich mit einem eigentümlichen Summen und Surren. Die Bazare rücken heran, die Händler bieten ihre Ware feil. Ach, es sind keine Kostbarkeiten, die da zum Kaufe laden, aber es glitzert dennoch alles und gleißt und glänzt und trägt den Reiz des Fremden an sich. Hält das Wägelchen, in dem man fährt, auch nur wenige Minuten an, so reichen sofort schlank braune Hände (wie feinnervig und elegant sind doch die Hände dieser Singhalesen!) lange Ketten aus Halbedelstein heran, kleine weiche Matten, zierliche Ringe, gewundene Armbänder, allerlei Spielzeug. Man erinnert sich im gleichen Augenblick, daß in Colombo die berühmtesten Edelsteinhändler Südasiens wohnen, daß dort die größten Gesellschaften ihre Niederlassungen haben und man hier Steine bekommt, die sonst nirgends auf der Welt zu kaufen sind. Die herrlichsten (aber auch die teuersten) Saphire gibt es da, nicht etwa die uns sonst so wohlbekannten weiß-, sondern die bläulich-schimmernden Sternsaphire, die in all ihrem Glanz tatsächlich einen weißen Stern aufzuweisen haben, dann erhält man (wenn man sehr viel Geld hat) die magisch grünlich-schillernden Kakenaugen mit ihren schmalgoldenen Streifen, die feurigsten Rubine, die mildesten Mondsteine, — aber wer, wer kann solche Kleinodien kaufen, der kein Maharadscha oder amerikanischer Millionär ist? Der andere muß sich mit dem begnügen, was im Pettah geboten wird: Liebliches und Graufliches, auch ein Gesimmler und Gefunfel, amulettartig. Und wer nicht für kleine Gößen, strenge Buddhas und die verzerrten Grimassen irgendeiner indischen Gottheit schwärmt, wird mit dem Vorlieb nehmen, was nicht minder orientalisch aussieht und doch auch beinahe ein Edelstein sein könnte und ebenso wirkt.

Weiter geht die Fahrt, der Tamile wird nicht müde, selbst wenn er in Schweiß gerät, bleibt er nicht stehen. Er hat ein Handtuch um den Arm geschlungen, damit trocknet er seinen Körper während des rhythmisch stets gleichen Laufes ab. Noch hat er ja nicht das Liebesgeviert erreicht, das man ebenfalls gesehen haben muß, wenn man Colombo kennen gelernt haben will. An kleinen niedrigen Häuschen lehnen junge Mädchen, girren und loden; niedliche Geishas, die selbst des Nachts ihre papierernen Sonnenschirmchen nicht ablegen, finden auch hier ihr Yoshiwara. Hindumädchen, hinter seinen Gittern gehalten, grell geschminkt, bereiten ihnen Konkurrenz. Dann ist plötzlich ihr Bezirk vorbei, nun befindet man sich unter lauter Fruchtthändlern und neben Bananen und Kokosnüssen bieten einem die Eingeborenen vor allem Betel an. Betel, den hier jeder kaut. Er besteht aus einem grünen Siriblat, das man mit gewöhnlichem Kalk bestreicht, dann werden Teile einer Arefanuz und ein ganz klein wenig von dem bitteren Gerbstoff Gambir dazugegeben, das Ganze in geheimnisvoller Weise vermischt und nun zum Kauen angeboten. Der Geschmack ähnelt ein wenig dem Pfeffer, ist bitter und herb und kein Europäer, der nicht lange hier weilt, weiß, warum man derartiges Zeug überhaupt in den Mund nimmt. Aber alle, die hier wohnen, Weiße und Eingeborene, kauen Betel, wie die Amerikaner Kaugummi. Sie spucken den roten Saft, der dem Gemisch entröhmt, auf die Straßen, daß es aussieht, als ob hier lauter Blutende gegangen wären. Die Zähne werden davon schwarz und häßlich und doch läßt niemand vom Betel ab.

Auch der Kuli, der unser Ritschah führt, spuckt seinen Betel. Daran erkennt man, daß er denselben Weg zurückläuft, den er kam. Das Mädchen, in das er einen geleitet, nimmt ein banales Ende. Der Tarif wird errechnet wie bei einer Tazameteruhr. Die Kulis sind billig, aber wenn man lange mit ihnen herumfährt, summieren sich die Beträge doch.

Abends ist Ball im Galle Face Hotel. Die Herren tragen Smoking, die Damen Abendkleider nach dem letzten Schnitt, eine Jazzkapelle jault die jüngsten Modeschlager. Daß man in Colombo ist, vergißt man in diesem Augenblick. Die Erde wird klein und gleichmäßig — und das ist schade.

Der Pflanzenfreund zu Weihnachten.

Frisch und stark duftende Maiglöckchen, Flieder in weißen und blauen Tönen, und schwermütig duftende Veilchen stellt uns der Gärtner auf den Weihnachtstisch. Die Natur bestimmt sie eigentlich für das Bukett des Frühlings. Bis dahin ist noch lange hin. Um schon im Schnee und Frost die schönen Blüten zu haben, treibt der Mensch sie aus ihrem Knospenbett. Früher lockte man sie, indem man sie aus der kalten Luft in warme stellte. Die dummen Blüten trauten dem Schein, kamen ans Licht und mußten sich mit der ihnen gezollten Bewunderung abfinden. Die Pflanzenforscher kamen dem Gärtner zu Hilfe und verrieten ihm, warmes Wasser, in das man die Pflanze kurze Zeit taucht, aber auch starke chemische Stoffe, selbst im allgemeinen gefährliche Gifte bei richtigem Gebrauch trieben die Blüten noch sicherer und schneller hervor. Diesem kunstvolleren Verfahren verdankt der Weihnachtstisch außer den genannten Blüten solche der Hyazinthe, Deutzie und einiger Rosenarten.

Da stehen sie nun und bringen durch ihre Farbenpracht den schlicht-grünen Tannenbaum ein wenig in Verlegenheit. Wirklich Tanne? Wenn es nun eine Fichte wäre? Auf das Weihnachtstlied „O Tannebaum, o Tannebaum“ ist kein Verlaß. Dichter nehmen es mit der Benennung nicht so genau, sie wissen, daß wir ihnen ihre Fehler nachsehen, wenn sie nur wohlklingen. Tanne klingt vornehmer als Fichte. Um den Unterschied der beiden Bäume zu sehen, muß man ihn kennen. Die Fichte trägt hängende Zapfen, die Fichtennadeln sitzen auf einer kleinen, vom Zweig ausgehenden Erhöhung oder „Kiefer“. Die Nadeln der Tanne haben unten eine winzige runde Scheibe, die dem Zweig flach anliegt, und ihre Zapfen stehen aufrecht. In unserer Jüngung haben beide Bäume gleichen Rang. Das Gewand der spigen Nadeln entspricht dem nordischen Charakter und das Immergrün der Zweige schmeichelt sich uns ein. Aber die Tanne ist in Deutschland weniger vertreten als die Fichte. Die wildwachsende Tanne fehlt nördlich einer Linie, die etwa von Trier und Bonn, durch das südliche Westfalen, den Südharz über Jena, über den nördlichen Teil von Sachsen, Sorau, Sprottau nach dem südlichen Polen verläuft. Daher wird gern die überall wachsende Fichte in die Weihnachtsstube gestellt und angezogen. Genauer nimmt man es in England, wo man nach der Melodie „O Tannebaum“ „O Hamlet-Tree“ singt und damit torrest die dort im Weihnachtsdienst stehende Hamletstanne (*Tsuga canadensis*) meint. Wie verbreitet der Brauch des Weihnachtsbaumes ist und wie alt er uns anmutet! Und doch kannten zu Beginn des 19. Jahrhunderts nur wenige Deutsche die Christbaumstille. Sie wurde erst allgemein, als nach den Freiheitskriegen religiöser Sinn sich lebhafter regte und gegen die sich ausbreitende Nüchternheit der Anschauungen ein Gegengewicht bildete.

Schauen wir mit Weihnachtsgedanken über den Kanal, entgeht uns nicht ein auch bei uns vorkommender hübscher Strauch, der durch wintergrüne Blätter und eine merkwürdige Lebensweise ausgezeichnet ist, die Mistel. Wer den suchenden Blick in die Wipfel der Bäume sendet, begegnet nicht selten, an manchen Stellen sogar in Masse, dichten Zweig- und Blattbüscheln, die sich in der lichten Ordnung des Geästs wie Fremdkörper ausnehmen. Kleine Stüde der gabelförmigen, goldgrün berindeten Mistelzweige mit den starken grünen Blättern und blasslich silbrigen Beerenfrüchten pflegen, vom Wind oder von Vögeln abgebrochen, am Boden zu liegen. Wer der ganzen Pflanze habhaft werden will, muß schon ein guter Kletterer sein. Die Mistel sesselt als Gegenstand der Botanik und der Volksstille. Sie ist ein Halbparasit, nicht ganz und gar Parasit, weil ihre Blätter Blattgrün enthalten und sich also wenigstens zum Teil selbst ernähren. Darum gelingt auch, Misteln auf den Stumpf kleiner Laubbäumchen zu pflanzen und sie längere Zeit, durch die Wurzeln des Stumpfs mit dem Boden verbunden, zu ernähren. Hierzu nimmt man etwa Haselnußstammchen. Die Herkunft der Mistel ist wichtig, weil eine von Nadelbäumen geholtte Pflanze nur auf Nadelbäumen Wurzel schlägt und weiterwächst. Stämme der von Laubbäumen stammenden Misteln keimen wieder nur auf Bäumen derselben Art. Eine so auffallende Pflanze wie die Mistel mußte die Volksphantasie beschäftigen. Schon die Kelten hatten ihren Misteltult. Ihre Priester zogen feierlich in den Wald, wo der weißgekleidete Druiden unter Beobachtung ehrender Bräuche von einem Eichbaum — ein solcher mußte es sein — die als heilkräftig angesehene Mistel schnitt. Hier haben wir also schon die Unterscheidung von Misteln, die auf einer bestimmten Baumart wachsen. In Frankreich wird der immergrüne Strauch zu Weihnachten ähnlich benutzt wie in manchen deutschen Gegenden die Weidenäzchen zum

„Schma-Ostern“. Die Kinder ziehen umher und erheben einen in allerhand Räschereien bestehenden Tribut, indem sie leichte Mistelschläge mit dem Ruf alter Verse begleiten. Ein ungeschriebenes Gesetz ermächtigt den Engländer, zu Weihnachten unter einem am Kronleuchter hängenden Mistelzweig jede zu küssen, die er mag, ohne daß sie dem Keden zürnen darf. Auch auf dem Festland sollen weihnachtliche Mistelzweige eigens zur Ausübung des englischen Brauches von manchen gesucht werden, die das englische Vorbild sonst ablehnen. Wenn die Mistelzweige zu hoch hängen, kann vielleicht Zweige der Stechpalme pflücken. Geben sie auch, soviel bekannt, kein Kuchrecht, so bilden sie mit ihren glänzend grünen, lederartigen Blättern und festen, korallenroten Beeren doch einen hübschen Tafelschmuck.

Man klage nicht, unser Winter lasse allenfalls Früchte stehen, enthalte uns aber frische Blüten vor. Aus den Bergen ist häufig die Christrose oder Schneerose in die Ebene verpflanzt. Schon die Namen deuten auf die — meist — schneebringende Weihnachtszeit. Die Blüte ähnelt eigentlich mehr einer Anemone als einer Rose, der man sie wohl mehr aus Bewunderung für ihr mutiges, der Jahreszeit trotzendes Blühen verlieh. Man begreift, wie man einer solchen Pflanze die Kraft zuschreiben konnte, Geister zu bannen. Dieser Aberglaube hindert aber nicht, daß man ihre Wurzel ausgrub, um sie zu einem Bestandteil des Schneeberger Schnupftabaks zu machen. Darauf deutet der ihr auch eigene, weniger poetische Name Nieswurz. Wer in weiterem Umkreis die Christrose vergeblich sucht, hat doch wohl nur einen kurzen Weg bis zur nächsten Grünfläche, auf der das ganze Jahr über Maßliebchen, Tausendschönchen, Marienblümchen, alles Namen für dieselbe niedliche Pflanze, wachsen. Es ist der bescheidene Held einer alten, dem Kreis der Weihnachtsjagen angehörenden Überlieferung: Mitten im Winter verlangte das Christkind Blumen zum Spielen. Seine Mutter reichte ihm kleine Fäden weißer Leinwand. Der Knabe pufte daraus Sterne und Blumen und streute sie über das Feld. Sie wurzelten, Marienblümchen, und blühen seitdem Sommer und Winter. S. 3—v.

Gesellschaftsglossen.

Von Frieda Ballentin.

Mancher verkehrt in der ersten und besten Gesellschaft, mancher aber auch in der ersten besten Gesellschaft.

Frauen der guten Gesellschaft sind nicht immer „gute Gesellschaft“.

Die wenigsten Männer sehen in Gesellschaft, was die Frauen anhaben, die meisten aber bestimmt das, was sie nicht anhaben.

Eine gutgewachsene Frau ist auch meist nicht eingeschnürt von Vorurteilen.

In einem englischen Buch ist zu lesen: „Ein Gentleman ist daran zu erkennen, daß er sich in zehn Minuten zum Diner anziehen kann, auch wenn er einen Selbstbinder trägt.“

Man spricht von Frachthelden. Das sind die, bei denen die gestärkte Hemdbrust die einzige Stärke ist.

In der Gesellschaft findet mancher Beifall, dessen ganzer Verdienst darin besteht, stets richtig angezogen zu sein.

Was unwiederbringlich und nicht wieder einzuholen ist? Ein verpackter Witz, ein verpacktes Rendezvous, und ein verpackter Frack.

Kleide und eine gewisse Unsoigniertheit dürfen sich nur die ganz Großen erlauben.

Das höchste Kompliment für die Frau de certain age, ihr zu sagen: „Wie Sie Ihrer Tochter ähnlich sehen!“

Einer hübschen Frau mit einem hübschen Fuß wird ein Schritt vom Wege leichter verziehen.